

156

Paul Parin

Buchbesprechung: Ortigues, Marie-Cécile, und Edmund Ortigues: „Oedipe Africain“ (Der afrikanische Ödipus).

Paris (Libr. Plon) 1966, 335 Seiten.

Dies ist das dritte umfangreiche Buch über die Anwendung psychoanalytisch orientierter Untersuchungstechniken, Methoden und Denkweisen auf Afrikaner, die in ihrem traditionellen Milieu leben; das erste war „Black Hamlet“ von *W. Sachs* (London, 1937), das zweite „Die Weißen denken zuviel“ von *P. Parin, F. Morgenthaler, G. Parin-Matthèy* (Zürich, 1963).

Die Autoren untersuchen die Frage) ob der ödipale Konflikt bei der männlichen Bevölkerung des Senegals, insbesondere der Stadt Dakar und Umgebung (also bei Angehörigen der Völker Wolof, Lebu und Serer) vorkommt und wie er beschaffen ist. Die Erwartungen, die sich an eine solche Publikation haften, sind groß: Wir wissen wenig über die Ergebnisse der Psychoanalyse bei Menschen so grundlegend anderer Tradition als der unseren und dürfen hoffen, eine Erweiterung und Korrektur unserer psychoanalytischen Anschauungen zu erfahren und darüber hinaus eine Bereicherung des Wissens, das wir über den Zusammenhang von Psyche und Gesellschaft haben. Dies um so mehr, als die erstgenannte Autorin (von der Ref. weiß, daß sie allein die klinischen Untersuchungen ausgeführt hat) zur Arbeitsgruppe der „Clinique Neuropsychiatrique du Centre Hospitalier de Fann“ (Prof. H. Collomb)

gehört, die durch eine besonders enge und fruchtbare Zusammenarbeit der psychiatrischen Klinik mit Psychologen, Ethnologen, Soziologen und Psychoanalytikern ausgezeichnet ist. (Ref. hat einige Arbeiten dieser Gruppe, die in der Zeitschrift „Psychopathologie Africaine“ erschienen sind, in der *Psyche* [20. Jg., Heft 10/11, 1966] referiert.)

Das Werk erfüllt die Erwartungen nur sehr einseitig. Es ist eine beinahe unerschöpfliche Quelle neuer Beobachtungen, es enthält wertvolle Erfahrungen und Hinweise. Doch ist es eine schwierige Lektüre, die vom Leser, der mit der Theorie und Praxis der Psychoanalyse vertraut ist, ständiges Umdenken verlangt. Wir möchten im folgenden einige Punkte hervorheben, die ein Verständnis erleichtern. Denn nichts wäre verfehlter, als sich durch die Eigenart der Denk- und Arbeitsweise der *Ortigues* entmutigen zu lassen, die geschilderten Tatbestände zur Kenntnis zu nehmen.

157

Bevor ich mit dieser Besprechung fortfahre, muß ich erwähnen, daß die Autoren den Zweifel aussprechen, ob der Arbeit des Referenten und seiner Mitarbeiter mit den Dogon überhaupt ein Wert zukommt (S. 16, 17). An anderen Stellen allerdings zitieren sie unsere Publikationen und übernehmen einige unserer Gedankengänge.

Ein Teil ihrer Kritik ist durch ein Mißverständnis bedingt: die Autoren meinen, wir hätten mit unseren Exploranden gleichzeitig psychoanalytisch orientierte Gespräche geführt und sie über ethnologische Tatbestände ausgefragt, was wir nicht getan haben.

Viel grundsätzlichere Einwände der Ortigues gegen meine Arbeit hängen mit ihrer technischen und theoretischen Auffassung zusammen. Ihre Kritik richtet sich besonders gegen unsere Technik. Ich will versuchen, bei der weiteren Besprechung des Buches die Kritik zu entkräften und dabei nicht die persönliche Differenz ins Auge zu fassen. Den Auffassungen der Autoren stelle ich die der Freudschen Psychoanalyse gegenüber.

Die Autoren sind der Meinung, daß es niemals der Analytiker sein darf, der die Besprechungen strukturiert, sondern daß sich dieser, besonders in einer fremden Kultur, vollständig dem Wunsch des Untersuchten nach so und so viel Behandlung oder Mitteilung oder Deutung fügen müsse. Sie haben nicht verstanden, daß es in jedem psychoanalytischen Dialog, ob eigentliche Analyse oder psychoanalytisch orientierte Exploration, der Analytiker ist, der einen bestimmten Rahmen setzt (setting), bestimmte Regeln aufstellt, sich nach einem bestimmten Konzept verhält, das es ihm ermöglicht, Übertragung und Widerstand zu beobachten und es dem Patienten ermöglicht, sich tiefer einzulassen (analytische Regression).

Die mangelhafte Beherrschung der psychoanalytischen Technik beeinträchtigt den Wert der meisten Falldarstellungen. Manchmal führt dies zu grotesken Verkennungen. Von Samba C., einem 14jährigen Knaben, wird gesagt (S. 131, Übersetzung d. Ref.): „In einem Jahr wird er dreimal hospitalisiert und inzwischen ambulant behandelt. Bei jeder Hospitalisation wird eine Serie Elektroschocks parallel zur Psychotherapie ausgeführt. Auch wird eine Behandlung mit neuroleptischen Mitteln durchgeführt.“

Im Fall von Samba ist es legitim, von psychoanalytischer Psychotherapie im klassischen Sinne dieser Bezeichnung zu sprechen. Der Wunsch des Kindes ist klar: er kommt, um zu sprechen, um geheilt zu werden“. Es wird erwähnt, daß sich rasch eine Übertragungsbeziehung einstellte, und (auf S. 133), daß „ein Minimum an Interventionen“ nötig war.

Das Bild, das die Autoren von der Anwendung der Analyse haben, ist verzerrt, aber nicht so sehr, daß man nicht sehen könnte, was in ihren Patienten vorgeht.

Dazu ein Beispiel: Der erwähnte Samba C. ist an einer schweren, akut einsetzenden Neurose erkrankt, die mit panikartigen phobischen Symptomen anfing und den traditionellen Behandlungsmethoden trotzte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Schwere seiner Symptome auf die der Pubertätszeit eigene Reaktionsweise und auf einige für seine Kultur typische Vorstellungen zurückgeht, daß es sich also um eine Neurose handelt, und nicht um einen „Borderline“-Fall. Vor allem fürchtet der Knabe sich vor dem Teufel Malik, der im großen Brotfruchtbaum sitzt, und der sich als ein wenig verstelltes Bild eines bewunderten älteren Spielkameraden erweist. Dieser hatte ihn zu wilden Streichen verführt, was ein starkes Strafbedürfnis hinterließ. Die Erkrankung trat auf, als eine Angst vor der homosexuellen Versuchung

158

durch die masochistische Liebe zum wilden, sadistischen Malik hinzukam. Von der Übertragung erfahren wir nur, daß sich Samba in der Klinik gesichert fühlte und ein starkes Anlehnungsbedürfnis an die Therapeutin hatte. Was für Deutungen gegeben wurden, wird nicht gesagt, aber immerhin angedeutet (S. 134), daß sie es nicht gewagt hat, ihm sein „persönliches“ Problem, also wohl seine homosexuellen Wünsche, zu deuten, aus Furcht, daß es dadurch zu einer Verinnerlichung seines Konfliktes kommen könnte, und er zu einer Trennung von seiner menschlichen Umwelt und zur Vereinsamung geführt würde. Die wiederholte Anwendung des Elektroschocks wird bei der Besprechung der Dynamik der Behandlung nicht erwähnt. Es mutet höchst sonderbar an, daß es die Therapeutin ängstlich vermied, den Knaben durch eine Deutung seiner passiven Wünsche in einer seiner Kultur fremden Weise zu vergewaltigen, während sie die Anwendung des Elektroschocks als psychisch bedeutungslos ansah.

Im Kapitel über das theoretische Problem des Ödipuskomplexes ist der Schlüssel für die Schwierigkeiten der Autoren mit der Analyse zu finden. Die Diskussion des Problems wird durch eine vergleichende Untersuchung der Auffassungen *Malinowskis*, *Kardiners* und *Lacans* eingeleitet. Der erste und der zweite werden zugunsten einer ungewöhnlich statischen Auffassung, die auf *Lacan* zurückgeführt wird, kritisiert. Modernere Versuche, Soziologie und Psychoanalyse zu koordinieren, werden nicht beachtet. Die Annahme von Trieben wird zugunsten einer Notwendigkeit zur Symbolisation eines „Wunsches nach Beziehung“ aufgegeben. Symbolisation bedeutet dabei nicht einfach eine Ichfunktion, sondern ein primäres menschliches Bedürfnis; der Symbolisation werden etwa die Wirkungen zugeschrieben, die *Freud* auf Triebwünsche zurückführt. Darum erscheint der ödipale Konflikt nicht mehr wie bei *Freud* als ein dynamisches

Geschehen. Persönlichkeiten, die „Ichs“ genannt werden, treten als Entitäten in eine Beziehung zueinander; sie haben zwischen Identifikation und Liebe zu wählen. Die Beziehung selbst wird durch ein Symbol, z. B. den Phallus, ausgedrückt, das wieder verschiedene Schicksale haben kann. Der ödipale Konflikt kann nur nach den beteiligten Imagines und nach den Inhalten der Symbolbildung erkannt und beschrieben werden; verschiedene Formen in den Kulturen haben verschiedene Zeichen und Inhalte. Die sonst übliche Beachtung der präödipalen Phasen der Libidoentwicklung und der verschiedenen Formen der Objektbeziehung, die für den besonderen Verlauf und den Ausgang des Ödipuskonflikts ausschlaggebend sind, kann in dem *Lacanschen* Schema (das wir allzu knapp nachzuzeichnen versuchten) keinen Platz finden.

Andererseits sind die Autoren in dieser Beschränkung nicht ganz konsequent. Während die moderne Ichpsychologie, bis auf einige Rudimente der Abwehrlehre, nicht zu ihrem Rüstzeug gehört, beachten sie stellenweise die Freudsche Triebtheorie, ohne sie allerdings sehr zum Verständnis der Fälle heranzuziehen. So wird z. B. (S. 139) vom analen Stadium gesprochen, ohne daß der Verlauf dieses Stadiums irgendwie rekonstruiert oder seine Auswirkung auf das Hauptproblem des Buches, den Ödipuskonflikt, berücksichtigt wird.

Wie schon aus dem oben resümierten Fall des Samba C. zu sehen ist, kommen die Autoren oft zu verwirrenden Schlußfolgerungen, wie der, man dürfe ein psychisches Geschehen nicht deuten, weil es einen ethnologisch-folklorischen Inhalt hat; in den letzten Kapiteln des Buches wird klar, daß sie meinen, ein Brauch habe entweder einen sozialen oder aber einen psychologischen Ursprung. Das heißt, es ist ihnen nicht möglich zu sehen, daß ein Gegenstand traditionellen Glaubens für das

159

Ich und für das Unbewußte des Patienten eine andere Bedeutung haben kann als für die Sozietät. Die zahlreichen, kurzen oder längeren, Falldarstellungen, ausgewählt aus 178 Krankengeschichten von Knaben, Adoleszenten und einigen erwachsenen Männern, sind dank der unmittelbaren Einfühlung der Therapeutin und der genauen Dokumentation, trotz des Fehlens einer bewußten Bearbeitung der Widerstände und der Übertragung, gut verständlich. Die darin vorkommenden ethnologisch-folklorischen Tatbestände werden gut und kurz beschrieben und nach ihrem Sinnzusammenhang in jener Sozietät erklärt. Besonders wertvoll sind die ausführlichen methodologischen Hinweise (S. 13-55). Kaum jemand hat bisher so deutlich und klar wie Frau Ortigues geschildert, wie man sich als Psychotherapeut bei der Exploration von

Parin 1969d

Buchbesprechung: Ortigues, Marie-Cécile, und Edmund Ortigues: „Oedipe Africain“ (Der afrikanische Ödipus). Paris 1966. In: *Psyche*, 23, 156-159.

Kindern und Erwachsenen verhalten muß, deren Umwelt so ganz anders organisiert ist als die unsere.